

## Wunschträume des Poeten

Birute Jonuškaitė

Weißer Tücher bedeckten den ganzen Hof: sie lagen verstreut- hier und da – wie rätselhaftige Pinselstriche auf Bildern der Gegenwart - verstehe sie jeder nach Belieben. Der erste Schnee. Er vermochte den feuchten Stein am Brunnen, die von Hühnern aufgescharrte Kuhle und den Aschenhaufen nicht gänzlich zuzudecken.

Plumps, fällt ein nasses weißes Knäuelchen vom Zweig des Apfelbaumes, und die Frau am Fenster zuckt zusammen: Kommen SIE etwa schon? Nein, das war nur eine Meise oder ein Spatz, zu schnell aufgefliegen, um genau zu erkennen.

Aus der Hundehütte kommt Kudlius gekrochen, spitzt die Ohren. Einen Fremden spürt er von weitem - und wieder krampfen sich die Muskeln der Frau zusammen. Sie verfolgt jede Regung des Hundes. Und wie zum Trotz beginnt er unruhig zu trippeln, sich nach der Landstrasse, den Nachbarhäusern umzusehen. Schlecht. Dieses Weiß des Schnees, die Unruhe des Hundes... Heute werden SIE bestimmt kommen...

So geht das jeden Tag. Sie steht möglichst früh auf, versorgt im dunkeln das Vieh, holt Wasser und Holz ins Haus, verriegelt die Tür und lugt ständig durch einen Spalt der Vorhänge: in den Hof, zur Landstraße, zum Gehöft der Vyžonis, in das erneut irgendwelche Weltenbummler eingezogen sind. Schon früher ist selten jemand bei ihr vorbeigekommen - höchstens die Briefträgerin mit der Rente oder Janytė, die am Ende des Nachbardorfes wohnt und ihr aus dem Bezirksbüro hin und wieder ein amtliches Schreiben überbringt. Jetzt ist auf der weißen Schneedecke keine Spur zu sehen, kein einziger Fußstapfen. Deshalb fürchtet sie sich auch, den Hof zu betreten - einen Schritt hinter das Tor, und bleiben werden deutliche Abdrücke ihrer eigenen Schuhe. Derselben Schuhe, mit denen sie neulich im Städtchen gewesen ist.

Hingefahren war sie wie immer zu den Ärzten, um neue Rezepte zu holen. Für Medizin gegen Gelenkschmerzen. Gegen Herzbeschwerden hatte sie noch einen kleinen Rest zu Haus. Den halben Tag verbrachte sie in der Poliklinik, trottete dann ins Zentrum, um einzukaufen.

Der Teufel hat mich dort hingebracht, dachte sie später und verfluchte diesen Nachmittag. Ich hätte auch am Stadtrand in einen x-beliebigen Laden hineinhuschen können, aber nein, ich Dumme, musste ausgerechnet die Hauptstraße entlang pilgern. Das hatte sie nun davon. Und als sie dann am Kulturhaus stehen blieb - blieb sie stehen - keinen Schritt weiter, nicht vorwärts und nicht zurück. Blickt auf das Foto und erstarrt. Apolinaras Vyžonis. Der gleiche ruhevollere Blick seiner Augen, nur von ein paar tieferen Fältchen umringt, und Bart und Schnurrbart scheinen als stachelige kleine Bürste durch die Scheibe zu dringen.

„Die Ausstellung des Bildhauers Apolinaras Vyžonis ist geöffnet von...“ las sie wie eine Erstklässlerin, Silbe für Silbe, und ihr rechtes kürzeres Bein schien noch kürzer zu werden, krampfte sich zusammen, und die Frau schien fast das Gleichgewicht zu verlieren und zusammen zu brechen. Sie presste die Einkaufstasche noch fester an sich, rückte ihre Mütze zurecht und stieg Stufe für Stufe näher zur Glastür des Kulturhauses. Durch die Glastür blickte ein weiterer Apolinaras. Die Frau strich mit der Hand über das graue Gesicht des Mannes, verspürte die Totenkälte des Glases und zog die Hand plötzlich wieder zurück.

Vorsichtig schob sie die schwere Tür auf und schlich unbemerkt den halb dunklen Korridor entlang. Sich am Geländer festhaltend, stieg sie die Treppe zur zweiten Etage hoch. Die Tür zum Ausstellungssaal stand sperrangelweit offen. Keine Menschenseele weit und breit. Am Eingang in der Ecke kauerte gleichsam als Fremdkörper ein kleiner Tisch.

Der Saal übergoss sie mit leuchtendem Weiß. 'Wie im Birkenhain, genau wie damals...' dachte sie und bewegte sich unbeholfen zwischen den hochgestellten Skulpturen wie zwischen weißstämmigen Bäumen, und der goldene Glanz der Engel des Apolinaras Vyžonis erinnerte sie an das sonnen überflutete Flirren der Blätter. Der einen Figur streichelte sie die Hand, der anderen wollte sie den Umhang zurechtrücken, reichte aber nicht hoch, und beim eichenen „Kuss“ krampfte sich ihr Herz so schmerzhaft zusammen, dass sie beinahe laut aufgestöhnt hätte. Sie stand da, ohne etwas zu spüren, weder Zeit, noch die Müdigkeit des kranken Beins, auch nicht die Schweißperlen, die ihr unter der warmen Mütze über die Schläfen rannen.

'Du hast hier mich dargestellt, meinen längst gehegten Wunschtraum gemeißelt und führst ihn der ganzen Welt vor. Willst du so meinen Schmerz heilen? Oder verspottest du mich nur? Nein nein, du hast mich nie belogen und mir nichts versprochen.' „Meilè, treffen wir uns heut im Birkenhain?“ hattest du mich stets an der Wegbiegung zu deinem Gehöft gefragt, dir die glatten Haare aus der Stirn gestrichen und bist mit deinen langen Beinen nach Haus getrottet. Und so verabredeten wir jeden Freitag Nachmittag auf dem Heimweg von der Schule, uns im Birkenhain zu treffen. Er lag genau in der Mitte zwischen den Gehöften deiner und meiner Eltern. Du verrichtetest bis spät in die Nacht alle Landarbeiten und anschließend verschlangst du Bücher. An Sonntagen aber, den Rücken gegen eine Birke gelehnt, im Schneidersitz, mit gekreuzten Armen und halbgeschlossenen Lidern, trugst du mir schöne und nie gehörte Verse vor. Du warst anders. Nicht umsonst gaben sie dir in der Schule den Spitznamen „Poet“. Vermutlich liebte ich dich schon damals, als ich noch nicht wusste, was Liebe...

Und du wuchsest unverschämt schnell, sowohl physisch als auch psychisch - ich musste, um mit dir zu reden, den Kopf in den Nacken legen. Ich sah in deinem Gesicht die ersten Barthärchen sprießen, wusste, wann du dich zum ersten Mal rasiert hattest. Und wie verdammt gut hattest du auf dem Abschlussfest der Schule ausgesehen! Im neuen Anzug, weißem Hemd, Krawatte und rätselhaftem Blick voller Sehnsucht und Ruhe. Wie immer hattest du kaum getanzt, nur gegen Morgen fragtest du mich: „Meilè, kommst du mit zum Birkenhain?“

Und wir gingen und hielten uns an den Händen. Zum ersten Mal hielt ich deine männlich feste Hand. Und zum ersten Mal - es war am Rande des Hains, wo wir den Sonnenaufgang erwarten sollten - sagtest du: „Komm, kleine Fliege, ich will dich wärmen.“ Du setztest dich ins taufeuchte Gras, strecktest deine langen Beine aus, zogst mich zu dir hinab und umarmtest mich ganz fest. Mir war so warm und wohl wie in der Kindheit in Mamas Armen. Aber ich wollte nicht nur die behagliche Nähe. Mein Herz begehrte zärtliches Flüstern, besondere Berührungen. Du sprachst von der Zukunft, dem Studium, von Poesie, vielleicht auch Mathematik, die du nicht schlechter beherrschtest als Literatur. Oberhalb der Wiesen stiegen und schwebten - ohne die Erde zu berühren - weißliche Nebelengel,

und ich hatte das Gefühl, gleich, gleich würde sich das rötliche Tor zum Paradies öffnen. 'Herrgott', betete ich beim Anblick des leuchtenden schmalen Sonnensaums, 'lass mich lieber sterben, aber trenne uns nicht!'

„Meister der weißlichen Nebel“, Meilè zuckte von ihren laut gesprochenen Worten zusammen und sah sich um. Im Saal war sie immer noch allein, vom Korridor her vernahm sie muntere Trippelschritte.

„Guten Tag“, sagte eine junge blonde Frau. „Sie betrachten die Ausstellung?“

„Ja, ich wollte sie mir anschauen, aber da niemand zu sehen war, habe ich auch keine Eintrittskarte gekauft“, entschuldigte sich Meilè.

„Nicht schlimm. Sie können sie jetzt kaufen. Nur zwei Litas.“

„Und wo wohnt dieser Bildhauer jetzt?“ Meilè suchte absichtlich lange nach dem Geld, um noch mehr fragen zu können.

„In der Hauptstadt, wie so viele Künstler.“

„Sind auch seine Kinder talentiert?“

„Das weiß ich nicht genau, glaube aber, die Kinder studieren trockener Fächer. Zwei Söhne hat er wohl. Möchten sie noch mehr sehen?“

„Ja, möchte ich schon.“ Meilè nahm die Mütze ab. Das Haar war zerzaust, feuchte Löckchen klebten an ihrer Stirn. Der Angestellten des Kulturhauses tat die Besucherin leid.

„Gut, schauen Sie sich nur um, ich komme gleich wieder.“ Sie verließ den Saal und stöckelte ins Innere des Hauses.

Die Zeichnungen an den Wänden interessierten Meilè nicht. Sie wünschte sich, noch ein wenig länger in Apolinaras Vyžonis' „Birkenhain“ zu verweilen. Sie trat von einer Skulptur zur anderen, las aufmerksam die Bezeichnungen und versuchte zu ergründen, wo der Bildhauer angefangen und der Dichter aufgehört hatte, bis sie zu guter Letzt begriff, dass jedes seiner Kunstwerke - ein nie endendes Reimen eines hoch aufgeschossenen Jünglings in aller Herrgottsfrühe im Heimatdorf am Rande des Birkenhains war.

„Du bist gar nicht gealtert, Apolinaras“, sprach sie, erleichtert aufatmend, zu sich selbst. „So wie ich und meine Liebe zu dir. Die Knochen brechen, das Herz aber kann man nicht zerbrechen. Aus der Höhe bin ich gesprungen, von derselben Birke, unter der wir damals saßen. Gegen meinen Willen hat man mich zusammengeflickt, wenn

auch schief, und mich wieder auf die Beine gestellt. Du kamst mich im Krankenhaus besuchen mit... deiner Frau. Ihr- brachtet mir einen Berg Bücher mit, Lyrik. Ihr beide lebtet glücklich miteinander, zogt Kinder groß - während ich, lahme alte Jungfer, sehr früh Rentnerin wurde. Ich besitze nur den Birkenhain. Hoffentlich fällt ihn keiner - solange ich lebe."

Meilè hatte nun alles gesagt. Zog sich die Mütze tief in die Stirn, steckte ihr Haar ordentlich darunter und war im Begriff, den Mantel zuzuknöpfen, als sie sich ertappte, unentwegt auf das Schildchen unter einer kleinen zierlichen Statuette zu blicken:

"Wunschträume des Poeten".

Heute kann sie sich nicht mehr erinnern, wie alles geschah. Sie verließ das Kulturhaus, wie sie es betreten hatte - unbemerkt, ungeleitet. Verließ es mit viel schwererer Tasche. Unter den Zucker- und Mehlütten lag die Statuette „Wunschträume des Poeten".

Weder tot noch lebendig kam sie mit dem ratternden Bus nach Haus gefahren, Es war schon dunkel, als sie die Haustür aufschloss, und als sie eintrat, hatte sie Angst, Licht zu machen. Ihr schien, sobald sie die Statuette herausholte, würde die ganze Welt davon erfahren: GESTOHLLEN! Die Polizei würde hereinstürmen, ihr Handschellen anlegen, sie in den vergitterten Wagen stoßen und ins Gefängnis sperren.

Ein Tag verging, ein zweiter. Zur Nacht holte Meilè hinter verschlossenen Fensterläden Apolinaras' „Poeten" unter dem Kopfkissen hervor, putzte ihn mit einem Wollläppchen blank und stellte ihn auf den Tisch.

„Sei begrüßt, Apolinaras, jetzt werde ich reden und du hör zu..." Tagsüber ruhen die „Wunschträume des Poeten" unter dem Kopfkissen und Meilè hält am Fenster Wache. Sie fürchtet immer noch, dass die junge Angestellte des Kulturhauses sie verdächtigen, dass in ihren schneebedeckten Hof das Polizeiauto einbiegen und man ihre Fußspuren erkennen könnte. Des Nachts deklamiert sie dem eichenen Apolinaras Jesenin, Niliūnas und Block, denn das Leben geizte ihr nicht mit Zeit, so dass sie sämtliche Lyrikbände der Bibliothek des Städtchens mehrmals durchgelesen hatte.

*Übersetzt von Irene Brewing*